



Ich komme aus meiner Kindheit. Irina Ryschkowa

in: Korobowa, V. (2005): "Wir haben es überlebt ... Erinnerungen an die Blockade von deutschstämmigen Kindern." Sankt Petersburg, S. 38-42.

(Из детства - навсегда. Рышкова И. К.)

(Текст взят из книги: "Мы это пережили...": Сборник воспоминаний детей блокады немецкого происхождения / Отв. редактор В. А. Коробова. СПб., 2005.)

Irina Ryschkowa, geborene Dumler, wurde am 2. Oktober 1938 im Ort Niwski im Murmanner Gebiet geboren. Der Vater, Konstantin Dumler, wurde in Rybinsk geboren, seine Eltern waren Wolgadeutsche. Die Vorfahren des Vaters kamen im Jahre 1762 auf einen Erlass von Katharina II. nach Russland.

Der Großvater, Georgij Dumler (1870–1940), war Mitbegründer der Brotbörse in Rybinsk und besaß im Jahre 1917 ein großes Vermögen, darunter viele Häuser.

In den Jahren 1937-1939 nahm ihr Vater an der Projektierung und am Aufbau des Wasserkraftwerks Niwskaja teil. Dort wurde er verhaftet, aber wegen Mangel an Beweisen nach 11 Monaten Haft freigesprochen. Im April 1949 zog die Familie nach Leningrad. 1961 beendete Irina Ryschkowa die Hochschule für das Wasserverkehrswesen und war dann dort am Lehrstuhl für Wirtschaft als Dozentin und Wissenschaftlerin tätig. Dabei hat sie einen Dokortitel für Wirtschaftswissenschaften erworben. Jetzt ist sie Rentnerin.

"Woher komme ich? – Ich komme aus der Kindheit", – sagte einmal Antoine de Saint-Exupery und verband damit ganz einfach die Weisheit und die Poesie unserer Vergangenheit. Und wenn die Kindheit in der Blockadezeit verlief, was wurde davon auf den langen Lebensweg mitgenommen? Ich wurde gerade drei Jahre alt, als der Blockadering sich schloss. Mein Leben in der belagerten Stadt dauerte weniger als ein Jahr, bis wir ins Hinterland evakuiert wurden. Darum sind meine Erinnerungen lückenhaft und ohne zeitlichen und räumlichen Zusammenhang. Es sind nur einzelne Episoden, die das selektive Gedächtnis des Kindes behalten hat, aber sie haben sich mir für immer eingeprägt.

So erinnere ich mich an den ersten Aufenthalt in einem Luftschutzkeller. Ich musste zu Hause eingeschlafen und dann an einem fremden Ort aufgewacht sein: eine nackte Glühbirne an der Decke, gestrichene Wände, viele fremde, dicht aneinander sitzende Leute,

Frauen mit Kindern in den Armen, auch ich in den Armen meiner Mutter. Eine ungewöhnliche Atmosphäre, besorgte Gesichter voller Erwartung, mein ängstliches Schreien aus Protest.

Das wiederholte sich dann mehrmals. Wenn ich aufwachte und gedämpfte Stimmen hörte, wusste ich noch mit geschlossenen Augen, dass ich die nackte Birne und die gestrichenen Wände sah, und dass mein Protest nicht gewünscht und sinnlos war. Einmal, als wir aus dem Luftschutzkeller zurückkehrten, betrat ich als Erste unser Zimmer, sah mich um, freute mich, dass alles noch da war und stürzte zu meinem Teddybären mit den Worten: "Wir sind gegangen und haben ihn zurückgelassen. Und er hatte so Angst!" Ich ahnte also, dass es zu Hause noch grausiger war.

Einmal bat ich um etwas zu essen, aber ich musste warten, bis die Zeiger der Uhr eine bestimmte Stellung hatten. Ich stand vor der großen Wanduhr und wartete und versuchte in gleichem Takt mit dem Pendel zu schwingen. Meine Geduld war bald zu Ende, und ich wollte die Erwachsenen überzeugen, dass die Uhr zu langsam geht.

Ich erinnere mich gut an unsere große Wohnung. Außer meiner Familie wohnten da noch zwei Brüder meines Vaters mit ihren Familien. Besonders gut hat sich mir ein Bild eingepägt: der lange Korridor, die offene Wohnungstür, das Knarren und Knirschen des Schlittens auf dem steinigen Flurboden. Ich wusste: mit diesem Schlitten würde meine Mutter fortgebracht. Die Tür wurde wieder abgeschlossen, ich schwieg, ich weinte nicht. Jemand neben mir sagte etwas zu mir, und ich antwortete "Als der Vater fortgebracht wurde, kam er nicht mehr zurück. Also kommt auch die Mutter nicht zurück." Ich war dreieinhalb Jahre alt. Die Tragik dieser Szene konnte ich damals nicht fühlen, erst später wurde es mir bewusst, aber meine Worte und das Knarren und Knirschen des Schlittens haben sich mir für immer eingepägt.

Ich kam in ein Kinderheim, denn die Brüder meines Vaters mit ihren Familien und die Großmütter wurden als Deutsche innerhalb von 24 Stunden nach Salehard verbannt. Mein Kinderheim wurde im August 1942 über den Ladoga-See ins Jaroslawler Gebiet evakuiert.

Ich habe wenige Erinnerungen an das Kinderheim. Vor allem waren das Erlebnisse, die mit dem Hungergefühl zusammenhängen. Zum Beispiel: wir Kinder saßen am Tisch, die Erzieherin hielt einen großen Teller in der Hand und verteilte Brot. Jeder bekam ein Stückchen, griff gierig danach und leckte es an den Rändern, damit niemand es wegnahm. Besonders schwer war es, eine Brotkante festzuhalten. Man musste die ganze Brotrinde lecken. Die zwischen zwei Kinder gelegten Brotkanten wurden oft zu Streitobjekten und verursachten Schlägereien. Einmal kämpfte auch ich um eine Brotkante und wurde ebenso wie mein Gegner bestraft. Ich erinnere mich gut daran, wie ich ganz fasziniert und überrascht über ein Stückchen Käse war, als wir ihn zum ersten Mal erhielten. Ich wagte ihn nicht einmal aufzuessen. Ich versteckte ihn in meiner Schürzentasche und kratzte dann heimlich winzige Krümelchen davon ab und aß sie ganz langsam und genussvoll.

Hier ist noch ein markantes Erlebnis. Wir lebten damals in einem großen zweistöckigen Haus in einem Dorf. Das Kinderheim hatte ein Pferd. Wir wussten, dass man uns mit diesem Pferd Lebensmittel brachte. Obwohl wir noch kleine Kinder waren, mussten wir alles gut beobachtet und gewusst haben. So spielten wir eines Tages im Wirtschaftshof und sahen

dort einen Pferdewagen, beladen mit zwei Säcken. Im Hof waren keine Erwachsenen. Die Tapfersten von uns kletterten auf den Wagen, um herauszufinden, was in den Säcken war. Sie bohrten Löcher und entdeckten dort Buchweizenkörner. Im Nu waren auch die anderen auf den Wagen geklettert. Jeder machte sich ein Loch und stopfte sich die Körner mit vollen Händen in den Mund. Alle drängten sich, manche wollten mit ihrer Beute schnell verschwinden, um so eine Bestrafung zu vermeiden, andere kletterten hinauf, um auch ihren Teil zu ergattern. Viel Korn wurde dabei verschüttet. Wie ich damals glaubte, hatten wir schnell und gemeinsam gehandelt. Als wir dann wie eine Herde zusammengetrieben wurden, sahen wir, dass die Säcke stark beschädigt waren. Ich weiß nicht mehr, ob wir bestraft wurden. Vielleicht gab es keine Bestrafung. So zeigte sich hier für mich zum ersten Mal die Macht eines Kollektivs, das von großem Hunger angetrieben wurde.

Im Kinderheim lebte ich eineinhalb Jahre lang. Meiner Großmutter gelang es, mich zu finden, und sie bat den jüngeren Bruder meines Vaters, der mit seiner Familie bei Moskau lebte, mich aufzunehmen. Sie hatten Leningrad noch vor dem Einzug des harten Winters 1942 verlassen und damit auch die Verbannung vermeiden können. Als die Tante mich abholen kam, wurde ich ins Büro der Leiterin gebracht. Ich erkannte die Tante sofort. Beim Abschied übergab mir die Leiterin meine persönlichen Sachen, die sie aufbewahrt hatte, darunter ein silbernes Medaillon in Form eines Briefumschlages. Darin war eine silberne Platte. Auf einer Seite der Platte war eingraviert "Von der Schwester", auf der Rückseite standen mein Name und Vorname. Ich wusste nichts von diesem Medaillon und dass jemand darauf meinen Namen eingeritzt hatte. Nur dank diesem Medaillon konnte ich von den Verwandten gefunden werden.

Die Wendungen zum Guten oder Schlechten sind im Leben immer unerwartet. Es geschah, dass meine Großmutter mit ihrem anderen Sohn schon im Mai 1945 nach Leningrad zurückkam. Mein Onkel wurde als ein Spezialist für Verkehrswesen aus Salehard nach Leningrad versetzt. Im August kam auch ich nach Leningrad zurück.

Ich erinnere mich an eine Episode:

Ich ging mit meiner Großmutter spazieren. Sie hielt mich an der Hand. Es war Spätsommer, warm, trocken und sonnig. Draußen war es sehr still, man sah nur wenige Leute. Nur der Lärm einer Straßenbahn störte ab und zu die Stille. Sehr zufrieden zog ich einen rollenden Hasen hinter mir her, ein Spielzeug aus der Vorkriegszeit. Bei jeder Bewegung schlug der Hase auf eine Trommel, und je lauter er trommelte, desto besser gefiel es mir, und ich zog ihn immer schneller. Als wir an der Haltestelle vorbeigingen, wo einige schweigende Leute standen, bat mich meine Oma mit dem durchdringenden Knattern und Trommeln aufzuhören, um die Leute nicht zu stören. Plötzlich sagte ein Mann: "Ach, lassen Sie sie, soll sie doch Lärm machen, diesen Lärm hört man gern." Alle Leute lächelten mich freundlich an. Und meine gute Oma sagte verlegen zu mir: "Na, mach schon weiter."

Viele Jahre sind seitdem vergangen. Meine Kindheit liegt weit zurück. Doch bis heute fühle ich die Versuchung, trockene Buchweizenkörner zu kauen. Ich bin mir auch sicher, dass der Käse viel besser schmeckt, wenn man ganz winzige Stückchen sehr langsam isst und dass Brot auf dem Tisch eine große Bedeutung hat. Es sollte auf einem hübschen Teller schön geschnitten liegen. Eines Tages sah ich mir das Haus an, in dem meine Familie vor dem

Krieg gewohnt hatte (die Wohnungen der Verbannten wurden ihnen nicht zurückgegeben). Die Fenster unserer ehemaligen Wohnung gehen auf den Großen Prospekt der Petrograder Seite. Noch heute habe ich den Wunsch, noch einmal diese Wohnung zu betreten. Einmal stieg ich die Treppe hinauf, stand eine Weile vor der Wohnungstür und wagte nicht zu klingeln. Dort wohnen jetzt fremde Leute, die mich nicht verstehen werden. Und wenn schon, wenn sie die Tür öffnen, was erwarte ich dort zu sehen? Will ich in unser Zimmer eintreten und noch einmal schmerzlich erleben, was sich mir damals nach einem Luftangriff eingeprägt hat, etwa meinen Teddybären wieder sehen, den ich damals fest umarmt habe, um ihn vor dem Unglück zu schützen, vor dem Unglück, das auf mich schon lauerte?